

Interkulturell International Integrativ

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

Portrait
 Petra Hajj ist ein Energiebündel, sie kann Krisen überwinden und laufend Neues lernen – die Pandemie hält sie nicht auf. ▶▶ Seite 3



SCHWERPUNKT
Distanz und Nähe
 Alle und Einer, Papas Vorräte, ferne Liebe, Corona-Babys, »affetti stabili« und wie es sich bei einer Demonstration meditieren lässt. ▶▶ Seiten 4–13



Freiburg 2020
 Eine Freiburgerin aus Bukarest als freiwillige Pflegerin, Urlaubsplanung an der Dreisam und wer ist Adele? ▶▶ Seiten 14–15

900 Jahre Vielfalt



▲ disTanz. Freiburg lebt!

Foto: kwasibanane

Дистанция и близость **Distanz und Nähe** idi nso na anya
 Eloignement et proximité Distancia y proximidad 身内と他人様 Etäisyys ja läheisyys **القرب المسافة**
 Distanza e vicinanza Afstand en Nabijheid Mesafe ve Yakınlık **სიშორე და სიახლოვე**
 Απόσταση και κοντά distancia i iznedjus nas **தூரம் அருகில்**
 Dûrî û Nêzîkî 距离与亲近 Odległość i bliskość

Ich hatte in den Corona-Tagen eher den Eindruck in Venedig oder Turku als in Freiburg zu leben – wegen des intensiven und fast ausschließlichen Kontakts zu Freunden und Verwandten in Italien und Finnland. Es war ein befremdliches und zugleich entfremdendes Erlebnis, es sprengte die alltäglichen Dimensionen des Raumes und der Zeit, des Hier und Jetzt, in denen wir leben. Ich habe erfahren, dass das Maß der empfohlenen Distanzierung unterschiedlich festgelegt wurde: von 1,0 Meter in Italien bis

zu 2,0 Meter in Finnland. Vermutlich haben dabei die unterschiedlichen sozialen Gewohnheiten und das Verständnis von Distanz in den Ländern eine Rolle gespielt. Corona stellt viele neue und uralte Fragen zum Verhältnis Individuum und Gemeinschaft. Obwohl keineswegs soziale Isolation gemeint war, sondern vielmehr die physische Distanz, haben bestimmt viele diese als solche erlebt. Dies gilt in erster Linie für diejenigen, die in Kliniken und Intensivstationen auf sich selbst gestellt waren, für diejenigen, die

einsam gestorben sind und ihre Angehörigen, sowie für diejenigen, die kein Zuhause haben (S.6,11). Es gilt aber auch für diejenigen, die fast ausschließlich traditionelle, analoge zwischenmenschliche Kontakte haben und auf sie angewiesen sind. Für andere waren Computer und Smartphone eine Segnung oder mindestens ein plausibles Mittel, um mit anderen Menschen außerhalb des Supermarktes Kontakt zu halten (S.8). Vielen ist klar geworden, dass die uns vertrauten Begriffe von Nähe und Distanz sich neu definieren und

sogar umkehren lassen. Gewöhnlich nahe Kontakte verringerten sich plötzlich oder standen still und rutschten somit in die Ferne, die digitalen Kontakte in der Ferne wurden vor allem für globalisierte Familien und Geliebte intensiver und präsenter (S.10). Menschen mit Migrationsgeschichten haben ähnliches auch früher erlebt, so wie auch andere Krisen. Ihre vielfältigen Eindrücke der letzten Monate, manchmal nachdenklich und kritisch, oft optimistisch und lustig, lesen Sie in dieser Nummer. Barbara Peron

Leser*innenbriefe

geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.



▲ Redaktionssitzung der InZeitung

Hier zerbricht sich die Redaktion den Kopf über die Leserbriefe

Zu »Männer im Dilemma« in InZ 30

■ *Mit Spannung hat das Projektteam »Elele ileriye« den Artikel über unsere Männerarbeit erwartet und sich sehr darüber gefreut, dass in Freiburg über diese wichtige neue Arbeit berichtet werden sollte! Fassungslos sind wir nun aber darüber, wie wenig wertschätzend die InZeitung unsere Mitarbeiter*innen und Arbeit präsentiert und dass leider fast nichts von unserem konzeptionellen Ansatz im Artikel aufscheint. Der Bericht von Julian Bindi entspricht in vielen Punkten nicht dem realen Geschehen in der Veranstaltung, leider ist auch die Bilderwahl zum Artikel sehr unglücklich, da es weder zum Artikel noch zu unserer Arbeit passt. Das Foto reproduziert statt dessen sexistische und rassistische Stereotypen, was doch sicher nicht im Sinne eines Mediums liegt, dass sich gegen Ausgrenzung und Diskriminierung positionieren will. Um Menschen für eine Zusammenarbeit zu gewinnen, braucht es anfangs erstmal niederschwellige Themen, sogenannte »Türöffner«, die Spaß machen und Kennenlernen ermöglichen. Genau dies ist beim Cafetref in der Schopfheimer Strasse passiert und ja: »Flirten oder einen/eine Partner*in kennenlernen, ist ein wichtiges Alltags- und Lebensthema für nahezu alle Menschen. Erst wenn eine Vertrauensebene erarbeitet ist, kann auch über Themen gesprochen wer-*

den, die evtl. mit Scham besetzt sind oder z. B. in geschlechtergemischten Gruppen in der Regel eher nicht thematisiert werden. Um den durch den Artikel möglicherweise ausgelösten falschen Vorstellungen entgegenzuwirken und Missverständnisse seitens des Autors aufzulösen, stellen wir unser Konzept unter folgendem Link www.profamilia.de/bundeslaender/baden-wuerttemberg/beratungsstelle-freiburg/unsere-angebote/unsere-bildungsanstalt.html allen Interessierten vor. Annette Joggerst, Bildung und Projekte, pro familia Freiburg

Zu »Keine Panik« in InZ 30

■ *Ich habe mich so amüsiert über den Artikel von Frau Zähringer-Hardy, ... schreibt Elisabeth Mauthe, eine Nordwestdeutsche, und erzählt ihre Abenteuer in Freiburg mit der »mir völlig fremden Umgangssprache«. Wie haben sie auf Seite 15 publiziert.*

Zu »Freiburg ist älter als Deutschland« in InZ 30

■ *Das Freiburg älter wäre als Deutschland ist historischer Unsinn. Das wäre, wie wenn jemand behaupten würde, dass es Frankreich erst seit der Fünften Republik gegeben hätte. Älter als Deutschland auf heute deutschem Boden sind z. B. eine der um Christi Geburt gegründeten, ursprünglichen*

Römerstädte wie Colonia/Köln oder Arae Flaviae/Rottweil. Freiburg ist dagegen eine der ersten deutschen Stadtgründungen, deren Geschichte Murat Küçük auf der gleichen Seite liebevoll beschreibt und der bereits eine lange, deutsche Geschichte voraussetzt. Prof. Dr. Peter Volk

★ *Es ist eine alte und weitgehend ideologisch geführte Diskussion, ob das ausgedehnte »Heilige römische Reich (deutscher Nation)« als Vielvölkergebilde mit häufig wechselnden Grenzen tatsächlich als Vorläufer eines deutschen Staates gesehen werden kann. Einer der frühen karolingischen Kaiser, nämlich Karl der Große bzw. Charlemagne, wird hierzulande als Deutscher, in Frankreich dagegen als Franzose vereinnahmt – und wird von manchen klugen Köpfen gern »erster Europäer« genannt. Die Vorstellung des Nationalstaates, der erst in der Neuzeit entwickelt wurde, passt hier schlichtweg nicht – und wie so oft entziehen sich historische Fragen einfachen Erklärungsmustern. (Red.)*

Im Pressum

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

ViSDP: Viktoria Balon

Projektleitung: Barbara Peron

Redaktion: Viktoria Balon, Laura Biolchini, Kirill Cherbitski, Susanne Einfeld, Murat Küçük, Carmen Luna, Barbara Peron, Alexander Sancho-Rauschel

Praktikant*innen: Leonie Mänken, Alix Dupont, David Ammann

Grafik und Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat und Korrektorat: Susanne Einfeld

Kontakt zur Redaktion: inzeitung@googlemail.com

Die **InZeitung** erscheint drei Mal jährlich als Beilage zum Amtsblatt und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt. Sie ist auch bei der Bürgerberatung im Rathaus erhältlich.

Ausgabe vom 17. Juli 2020

Auflage: 108 000

Druck: Freiburger Druck GmbH

Unterstützen Sie

mit Ihrer Spende Migrant*innen als Akteur*innen in den Medien.

■ Ab 18 € Jahresbeitrag sorgen Sie für verlässliche Planung und langfristige Absicherung der Zeitung. Die **InZeitung** kommt immer zu Ihnen nach Hause.

■ Mit einer Spende ab 100 € tragen Sie aktiv zur Mitfinanzierung der nächsten Ausgabe bei.

■ Auch kleine Beiträge helfen die **InZeitung** zu erhalten.

Spendenkonto:

InForum e.V.
Stadtkasse Freiburg
IBAN DE55 6805
1010 0013 3881 59
BIC FRSPDE66XXX



Vom Nichthinschauen bis zu Polizeigewalt

Der Roma/Sinti Diskriminierungsbericht 2019 für Freiburg und Umgebung

Von Viktoria Balon

Dieser Bericht ist dank Roma- und Sinti-Jugendlichen entstanden, die rund 200 Vorfälle in Freiburg und im Umland gesammelt und aufgenommen haben. Dies ist einmalig in Deutschland, normalerweise sind Diskriminierungs- und Rassismustudien von »weißen« Forschern verfasst und basieren auf Meinungsumfragen. Die *Fallsammlung* über die einzelnen Vorfälle lesen sich wie kleine spannende mit Courage und Wut und oft mit Humor geschriebene Geschichten.

»Unsere Lehrerin bezeichnet unsere Mädchen-Gang immer wieder als Sinti. Aber von uns ist nur eine aus dem Augenger Weg, alle anderen sind »deutsche« Italiener oder Chinesen und so. Aber die Lehrerin bleibt dabei: »Ihr seid Sinti, weil ihr euch so verhaltet.«

»Ich steige in den Bus ein und sofort nimmt die Frau rechts ihr Kind fest an die Hand und die andere Frau links hält ihre Handtasche mit beiden Händen fest.«

»Entweder die deutschen Leute hier tun so, als ob sie dich nicht sehen, da bist du wie unsichtbar, keiner grüßt dich oder sie starren dich an...«

»Es geht mit den Polizeikontrollen weiter... Ich kenn es gar nicht anders. Egal, ob Fahrrad-, Roller- oder Autokontrollen: Wenn du dunkel bist, also »Zigeuner«, Araber, Schwarzer oder so, wirst du angehalten und oft so total kontrolliert, als ob du gerade geklaut, »ne Knarre im Hosenbund, Koks im Socken, Schwarzgeld in der Unterhose und gefälschte Pässe im Arsch hättest. Es ist echt wie »n Witz, wenn es nicht so traurig wäre.«

Tomas Wald, Leiter des Roma-Büros, der die Berichte zusammengefasst hat, meint: »Diese Aussagen wurden so veröffentlicht, damit auch »Weiße« das mal nachempfinden können: Wie fühlt sich Rassismus an?« Es geht um Diskriminierung und offenen Rassismus in der Öffentlichkeit, Wohnen und Nachbarschaft, bei der Arbeit und in der Schule, bei der Verwaltung und nicht zuletzt bei der Polizei.

Aktuell sieht sich die Freiburger Polizei mit einem Vorwurf mutmaßlicher antiziganistischer Polizeigewalt in Umkirch konfrontiert. Es ging um ein Auto ohne Kennzeichen, das der Gemeindevollzugsdienst abschleppen lassen wollte. Ein Mann wurde dabei durch die Bisse eines Polizeihunds schwer verletzt, das

wurde mittlerweile bestätigt. Außerdem wurden drei Personen geschlagen – nach Angaben des Zentralrats der Sinti und Roma. Als sie Anzeige erstatten wollten, sollen die Betroffenen an einer Polizeidienststelle abgewiesen worden sein.

Der Vorsitzende des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma, Romani Rose, äußerte sich dazu: »Dieser Vorfall muss lückenlos aufgeklärt werden, damit das Vertrauen unserer Minderheit in die Polizei nicht beschädigt wird. Sollten die Vorwürfe zutreffen, hätten wir es mit Fällen von gefährlicher oder schwerer Körperverletzung und Nötigung zu tun.« Rose verweist auch auf den Diskriminierungsbericht 2019 und beklagt den »zunehmenden offenen Antiziganismus«.

Der Bericht 2019 enthält jedoch nicht nur die Zusammenfassung der Resultate und ihre Reflexion, sondern auch Wünsche und Forderungen sowie den nach einem Aufbau einer unabhängigen, paritätisch besetzten Antidiskriminierungsstelle in Freiburg, die Untersuchungs- sowie Klagerecht hat.

■ Roma/Sinti Diskriminierungsbericht Freiburg und Umgebung 2019 sowie 2018 sind beim Roma-Büro erhältlich.

► www.roma-buero-freiburg.eu



Foto: kwasibanane



Von Viktoria Balon

Petra Hajj hat in Beirut Journalistik studiert. Ihre Masterarbeit war ein Film über eine selbstorganisierte Werkstatt von Menschen im Rollstuhl. »Bei uns heute wollen alle Frauen studieren und viele wollen nicht heiraten«. Die Frauen aus dem Libanon sind tatsächlich in der ganzen arabischen Welt für selbstbewusstes Auftreten bekannt. Auch für ihre Schönheit.

»Wenn ich im Libanon bin, mache ich Haare, Augenbrauen, hier trage ich nur ein bisschen Makeup und Jeans. Hier leben heißt schnell und praktisch, immer auf die Uhr gucken. Ich kann nicht wie meine Cousinen in Beirut die Kinder bei der Oma lassen und ausgehen.«

Seitdem sie zusammen mit ihrem Mann Ali Anani im September das Restaurant *Petras Grill* in Emmendingen eröffnet hat, gibt es noch weniger Zeit. »Der Anfang war schwierig. Wir haben keinen Koch, und wenn ich zum Beispiels Hummus vorbereite, benutze ich keine Dosen. Ich lege die trockenen Kichererbsen ins Wasser und koche sie am nächsten Tag viele Stunden. Wir mussten selbst alles organisieren, richten, danach alles sauber machen. Und mit unseren zwei Kindern wechselten wir uns ab: Mal blieb ich mit ihnen, mal der Vater«. Der *Turnerbund Emmendingen* brachte die ersten Stammgäste. Im Februar merkte Petra, dass das Restaurant auf festen Beinen steht: Endlich läuft es, Leute kommen, tolle Bewertungen – sogar von einem Sternekoch, die Reservierungen reichten bis April... Und dann kam Corona.

Jetzt während der Corona-Zeit lebt ihre Mutter in Aramta im Süd-Libanon: In Beirut sind zu viele Leute. Als Kind hat Petra jede Sommerferien dort verbracht. »Da ist es abends kühl, alles ist sauber, alles grün, alles frisch«. Auch als sie zweimal im Libanon zu Besuch war, blieb sie nur ein paar Tage in Beirut und fuhr dann hin. »Es kommen alle aus meiner Familie, die ich vermisste, man trinkt 30 mal am Tag Kaffee, ohne zu kochen, nur um Besuch zu empfangen. Ich vermisse diese Atmosphäre!« Mit diesem Ort ist jedoch auch die größte Krise in ihrem Leben verbunden.

Als sie elf Jahre alt war, 1994, ist ihr Vater durch einen Elektrizitätsunfall in diesem Haus plötzlich gestorben. Der kleinere von Petras drei Brüdern war damals sechs Monate alt. Ihre Mutter hatte eine Wohnung in Beirut und eine kleine Pension von des Vaters Ar-

beit für den Staat als Lehrer, sonst nichts. Plötzlich hatte sie kein Auto mehr, keine Unterstützung mehr durch ihren Mann. Zwei Jahre litt sie unter schweren Depressionen und einer Herzkrankheit. Petra und ein Bruder haben damals eine private katholische Schule besucht. Ihre Familie ist muslimisch, aber offen allem anderen gegenüber, alle haben studiert. Ihr Papa hatte die beste Schule ausgesucht. Nach seinem Tod machten es seine Brüder möglich, dass die Kinder dort bleiben konnten: Jeder von ihnen bezahlte einen Teil. »Ich war die Älteste, und wenn Mama im Krankenhaus war, musste ich auf die kleinen Brüder aufpassen. Ich habe viel gelernt: kochen, putzen ...«. Sie konnte nur lernen und die Hausarbeit erledigen, nicht mehr mit Freundinnen spielen. Ins Schwimmbad gehen konnte sie nur, wenn die Eltern einer Freundin sie mit dem Auto mitnahmen. Mit 18 fing sie an, mit Nachhilfeunterricht Geld zu verdienen. Heute ist sie aber froh, wenn die Mutter sagt: »Ich habe nicht vergessen, was du für mich und die Familie getan hast«. Und ihr kleiner Bruder Marwan hat in Frankreich Physik studiert, ist mit seiner Doktorarbeit fast fertig und arbeitet mit Telekommunikationssystemen.

Während des Schreibens ihrer Masterarbeit hat sie einen hübschen Mann aus Freiburg, der zum Urlaub ins Land seiner Eltern kam, kennen gelernt. Ein Jahr lang haben sie telefoniert und sich getroffen, bis sie merkte: »Das ist der Mann,

► Petra Hajj

»Hier leben heißt: schnell und praktisch« Foto: Marwan El Hajj



Deutschland kam, absolvierte sie Deutschkurse – mit besten Noten; sie jobbte – meistens in der Gastronomie – und die Kinder wurden

daran denken: Was mache ich am nächsten Tag? Die vielen Briefe, die vielen Termine, früh aufstehen, zur Bushaltestelle laufen. »Dieser Rhythmus, immer keine Zeit, immer das Gleiche. Bei mir wurde Corona sogar zu etwas Positivem, wie eine Alarmglocke: Petra, du musst mehr Ruhe haben, für die Füße, den Rücken und für die Kinder ein bisschen mehr Zeit.« Jetzt, nach dieser Pause, hat sie viel mehr Kraft und Energie. »Es macht mir Spaß, viel zu lernen, auch jetzt, ich sage nicht Nein zum Weitermachen.« Und es ist schon klar, es wird nicht alles wieder von vorne anfangen. »Ich merke, die Leute haben uns nicht vergessen, sie warten, wollen wieder kommen.« Schon eine Woche vor der Öffnung strömten die Reservierungen!

Eigentlich hat sie die Idee nicht aufgegeben, als Journalistin zu arbeiten. Nur weiß sie, dass sie damit nicht den Lebensunterhalt verdienen kann. Deshalb entschied sich das Ehepaar für das eigene Geschäft – und wenn es in paar Jahren weiter richtig gut läuft, kann Petra auch andere Sachen machen. Vielleicht erscheint dann auch ein Artikel von ihr in der InZeitung.

Es macht mir Spaß weiter zu machen

Die Journalistin und Gastronomin Petra Hajj lässt sich von Krisen nicht unterkriegen

den ich gesucht habe.« Sie heirateten, aber das Visum kam nicht. Wegen bürokratischer Schwierigkeiten konnte sie drei Jahre lang nicht nach Deutschland einreisen, und er kam nur zu ihr, so oft ihm das seine Arbeit erlaubte. Genauso wie es heute für alle gilt, war für sie damals die Grenze geschlossen. Für Petra bedeutete dies endloses Warten, Verlust der glücklichen Zeit ihrer Jugend und Getrenntsein. Auch das war eine Krise.

Was Corona betrifft, nimmt sie dies als eine Pause, als »ein Einatmen« wahr. Als sie 2012 nach

bald nach einander geboren. Roy ist sieben Jahre alt, geht in die erste Klasse und Rayan ist sechs Jahre alt – beide haben dunkle Locken wie die Mama und sind auch sehr aktiv. Petra und ihr Mann waren während der Corona-Krise viel mit ihnen zusammen, sie gingen jeden Tag spazieren und konnten alle zusammen Fernsehen schauen, was es schon seit langer Zeit nicht mehr gab. Zum ersten Mal, seit Petra in Deutschland ist, konnte sie gut schlafen. Sonst waren es immer nur fünf Stunden und die nicht einmal richtig, sie musste immer



Warum der Mensch genug Distanz braucht

Geteilte soziale Verantwortung statt soziale Nähe

Von Barbara Peron

Kaum ein anderer Begriff prägte die letzten Monate mehr als *Social Distancing*, was ins Deutsche mit *sozialer Distanzwahrung* übersetzt werden kann. Gerade die unkritische Übernahme von diesem Begriff aus dem Englischen und dessen Anwendung in der Politik als Antwort auf eine Krisensituation wurde vom deutschen Philosophen Julian Nida-Rümelin stark kritisiert. Warum, wird im Folgenden kurz erläutert.

Mit *Social Distancing* ist ursprünglich eine bewährte Praxis im Mittelalter gemeint, die der Bekämpfung von Epidemien diente: Erkrankte wurden aus den Städten vertrieben, isoliert und ihrem Schicksal überlassen. Man versorgte sie, wenn überhaupt, nur mit dem Nötigsten. Das ist gerade das Gegenteil von dem, was heutzutage geschieht: Die Erkrankten bekommen die Zuwendung, die sie benötigen und brauchen. Keiner wird vertrieben. *Social Distancing* – so Nida-Rümelin – ist überhaupt keine angemessene Antwort auf Krisenzeiten. Denn in Krisenzeiten ist gerade das Gegenteil gefordert, nämlich Zusammenhalt, Kooperationsbereitschaft und Empathie – also keine *soziale Distanz-*

wahrung, sondern vielmehr *soziale Nähe* trotz räumlicher Distanz bzw. über diese hinaus.

Bei dem Verlangen nach mehr *sozialer Nähe* stellt sich in erster Linie die Frage, wie viel *soziale Nähe* der Mensch braucht und überhaupt wie nah diese Nähe sein soll. Es stellt sich, anders formuliert, die Frage: Wie viel *soziale Nähe* ist in einem demokratischen Staat wünschenswert und angemessen, der sich nicht als Gemeinschaft, sondern als Gesellschaft versteht, d. h. als soziale Form des menschlichen Zusammenlebens, in welchem das Individuum mit seinen subjektiven, zum Teil gegenstrebenden Interessen eine zentrale Rolle spielt und nicht ein angeblich übergeordneter homogener *gemeinschaftlicher Wille*, wonach sich die Einzelnen zu richten haben.

Es ist Helmuth Plessner, der auf die »*Grenzen der Gemeinschaft*« und deren Gefahren explizit hingewiesen hat, und zwar in einer Schrift aus dem Jahre 1924, die den Untertitel *Eine Kritik des sozialen Radikalismus* trägt. Als *sozialen Radikalismus* versteht Plessner sowohl die völkische als auch die kommunistische bzw. real-sozialistische Form der Vergemeinschaftung. In beiden bleibt die Individualität auf der Strecke, weil beide zu Homogenisierung

streben und Differenzen ausschließen (Meinungs-Differenzen, Herkunfts-Differenzen usw.). Die »*Achtung der individuell geprägten Menschenwürde*« ist es aber, worum es Plessner geht: die Betonung der Differenz des Lebens und jeder Situation bzw. die unergründbare Individualität des Menschen gegen die Identitätsvorstellung von radikalen und absoluten Gemeinschaften. Unter dieser Perspektive könnte die Schrift von Plessner kaum aktueller sein, obwohl sie sicher kein Plädoyer für den unbegrenzten Pluralismus im gegenwärtigen Sinne ist.

Differenz und Individualität setzten allerdings in erster Linie Distanz voraus. Denn sie brauchen Raum, um sich zu entfalten – der freie Raum, den am besten eine demokratische, pluralistische Gesellschaft garantiert.

Ausgehend von diesen Voraussetzungen haben Zusammenhalt, Kooperationsbereitschaft, Empathie und Zuwendung im Rahmen einer demokratischen pluralistischen Gesellschaft meines Erachtens nicht unbedingt mit *sozialer Nähe* zu tun, sondern vielmehr mit geteilter sozialer Verantwortung, und zwar im wortwörtlichen Sinne verstanden als gezielte Antwort auf die Bedürfnisse unserer Mitmenschen und unserer Umwelt – eine Verantwortung,

die wir alle als Individuen und als Gesellschaft tragen und deshalb teilen. Man könnte statt von geteilter sozialer Verantwortung von Solidarität sprechen. Der Begriff Solidarität – wie man ausgehend von Max Scheler, dem Gründervater der Philosophischen Anthropologie, verstehen kann – behält allerdings einen gemeinschaftlichen Beigeschmack, den man sich nicht unbedingt wünscht. Mit Solidarität drückt man den Zusammenhalt zwischen gleichgesinnten Individuen und den Einsatz für gemeinsame Werte aus, die oft in Konkurrenz zu anderen stehen, wobei in der Verantwortung sowohl der Bezug auf die Gleichgesinnung als auch der Bezug auf die Konkurrenz fehlt. Somit ist der Begriff der Verantwortung, selbst wenn über geteilte Verantwortung die Rede ist, per se breiter und umfassender als die Solidarität.

Es wird in den kommenden Jahren Aufgabe der Philosophie sein, unsere Wahrnehmung der Umwelt, der Welt und der Mitmenschen sowie unsere Selbstwahrnehmung und Verantwortung, das Erlebte in dieser Krisenzeit zu reflektieren.

▼ Warten.

Foto: kwasibanane





Einer für alle, alle für einen

Von Manana Baramidze

Nach einer Krisensitzung erklärte uns unsere Geschäftsführung: Homeoffice käme für uns nicht in Frage, schließlich fungierten wir, die Leitung, als Vorbilder für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der stationären Kinder- und Jugendhilfe. Die dort Beschäftigten hätten ja auch nicht die Möglichkeit sich im Homeoffice »ein schönes Leben zu machen«.

Sie fragte nicht danach, ob wir Risikopersonen um uns haben, selbst eine Risikoperson sind oder ob wir unsere Kinder in die Hände fremden Betreuungspersonals geben mussten. Das seien alles persönliche Befindlichkeiten und darum gehe es jetzt nicht.

So stieg ich weiterhin in die schmutzigste U-Bahnlinie Berlins ein: In die U8, deren gründlicher Reinigung bis jetzt kein Mensch gedenkt, gab meinen Sohn in der Notbetreuung ab, wo er mehrere Wochen als einziges Kind einen Anspruch auf die Betreuung hatte und machte meine Arbeit wie gewohnt weiter, die ich auch von zu Hause aus hätte verrichten können: schreiben, telefonieren, zoomen. Und ich hatte ein verdammt schlechtes Gewissen, von »Relevanz« für »das System« zu sein.

Der Soziologe Ferdinand Tönnies schrieb 1887 das Grundlagenwerk *Gemeinschaft und Gesellschaft*, worin er zwischen zwei Arten der Gruppierung unterscheidet. Fühlt sich der Einzelne als Teil eines größeren, sozialen Ganzen, dann orientiert er sein Handeln an dessen übergeordnetem Zweck. Denken und handeln in seinem Kollektiv alle so, ist er dann Teil einer *Gemeinschaft*. Sind die Anderen für ihn jedoch nur Mittel zu seinem individuellen Zweck – so ist er laut Tönnies einer *Gesellschaft* zugehörig.

Würde man nach der Logik meiner Geschäftsführerin gehen, wären wir Individuen, die versuchen, aus gegebenem Anlass einen Profit für sich herauszuschlagen, sich »ein schönes Leben machen«. Es ist aber alles nicht so einfach: In unserer sozialen Wirklichkeit vermischen sich diese beiden Elemente und treffen nur als Hybride aufeinander. So haben wir nach Tönnies »...einen Wechsel der Mischungsverhältnisse vorzusehen – einen Wechsel, der von beinahe ausschließlich gemeinschaftlich bestimmten bis hin zu vorrangig gesellschaftlich bestimmten Verhältnissen reichen kann...«

Historische Erfahrungen sprechen dafür, dass es auf ein gesundes Gleichgewicht ankommt: Das Pochen nur auf die Gemeinschaft produziert Feindbilder, ist autoritär und ausgrenzend. Andererseits kann eine Gesellschaft, die nur individualistischen Werten und liberalen Ideologien folgt, nicht solidarisch agieren.

Es kommt auf die Gestaltung der gemeinsamen Lebensräume an. Wie offen oder geschlossen ist das Verhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft? Wie wird mit den *Nicht-dazu-Gehörenden* umgegangen? Wo stellen Gemeinschaften die liberale Gesellschaft infrage? Wo sind Gemeinschaften auf die Gemeinschaft angewiesen?

Bis jetzt ist es keinem modernen politischen System gelungen, eine Voraussetzung für ein Gleichgewicht zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft zu schaffen.

Ein zukunftsträchtiges System muss genau ein solches System sein, in dem die Ausbeutung der Einzelnen nicht mehr für das Bedürfnis der Anderen in der Gesellschaft zwangsläufig nötig sein wird. Ein System, in dem jeder von uns »ein schönes Leben« gemeinsam mit anderen führen kann.

Auf die Zukünftigen vorbereiten

Von Murat Küçük

Plötzlich durften wir uns nicht mehr frei bewegen! Keine Freunde mehr treffen, nicht mehr die Schule besuchen, nicht mehr reisen. Jeder musste bleiben wo er oder sie war. Absoluter Stillstand und monatelang zu Hause. Es ist eine große Herausforderung für die ganze Welt.

Für Menschen mit Migrationserfahrung ist sie aber nicht ganz neu, für diese dreht sich immer alles um Distanz und Nähe. Von einigen Verhältnissen in seiner Heimat hat man manchmal gern mehr Distanz und wandert aus. Dann vermisst man seine Liebsten und Familie und Freunde, die so weit sind. Und sucht die Nähe über Skype und Whatsapp.

Vor eineinhalb Jahre hatte ich einen Fahrradunfall und wegen meiner Knie-OP konnte ich eine Weile nicht richtig laufen. Als ich die ganzen Physiotherapiegeschichten hinter mir hatte und meine Eltern in der Türkei besuchen wollte, kam das Reiseverbot. Den Flug musste ich stornieren und alles auf eine ungewisse Zeit verschieben. Sicher erleben viele ähnliche Geschichten. Vielleicht waren Sie bei Vorbereitungen auf eine Reise oder doch mitten während einer Reise oder wollten etwas Neues anfangen? Covid-19 kam wie ein Messerschnitt. Wie können wir damit umgehen?

Ich war einer der Glücklichen. Weil ich in der Lebensmittelbranche tätig bin, musste ich mehr arbeiten als sonst. Trotzdem hatte ich mehr Zeit auf Grund der Isolation und für mich waren die ersten zwei Monate eine super tolle Gelegenheit um Englisch zu lernen. Das war gleichzeitig meine Ablen-

kungsstrategie gegen Corona und meine Antwort auf Reiseverbot: der Welt über die Weltsprache näher kommen. Schon lange vermisste ich die Kommunikation während meiner Reisen – ich bin da sprachlos, mein mit so viel Mühe gelerntes Deutsch hilft nicht. Schon in der Türkei wollte ich das: richtig Englisch lernen. Aber das klappte nicht. Warum, keine Ahnung. Selber schuld? Nö! Lange Geschichte, lassen wir es. Und wenn jetzt keine Reise möglich ist: Auf die Zukünftigen sollte man sich vorbereiten. Meine Kinder, die beide super Englisch sprechen, sind voller Respekt und Unterstützung für mein Vorhaben und sind bereit mir zu helfen.

Ich habe mit Grammatik-Videos auf Youtube und Duolingo angefangen, dann habe ich ein Programm entdeckt, das Schritt für Schritt erklärt wie man Netflix Filme gleichzeitig mit zwei Untertiteln anschauen kann. Stellen Sie sich vor: Sie gucken einen Film in englischem Originalton, dazu Untertitel auf Englisch und in Ihrer Muttersprache. Wunderbar! Die Internetangebote reichen natürlich nicht allein um eine neue Sprache zu lernen, aber zusammen mit Hörbüchern sind sie eine wunderbare Kombination, die vor allem Spaß macht.

Vor ein paar Tagen wurden wir von unseren Nachbarn zu einem Glas Wein eingeladen. Die Freude war groß, es gab viel zu erzählen. Das ist das schönste in Corona-Zeiten, nämlich das Wiedersehen. Es gibt viel zu erzählen. Jeder hat eigene Corona-Geschichten.

Und durch diese tägliche »Wie ist es bei Euch?« im Skype kam auch die Heimat in der Corona Zeit plötzlich wieder näher.



Mit meinem Vater und seinen politischen Sorgen hat meine letzte Glosse bei der InZeitung aufgehört.

»Bald fängt der Krieg mit China an!«, sagte mein Vater zu meiner Mutter, als er mit einem 10-Kilo-Sack Reis ein oder mehrere Male, in der Zeit zwischen 1975–1985, nach Hause kam. In der Regel, nachdem Moskau über Peking eine nicht 100-prozentig positive Nachricht ausgestrahlt hatte.

Oder: »Du wirst es sehen, es werden die Konflikte mit Kuba nicht so friedlich enden!«, rief er, wenn er mit einer Plastiktüte und zehn Kilo Zucker darin die Wohnung betrat und erwischt wurde, bevor er den Vorratsschrank auf dem Balkon erreichte.

Der Vorratsschrank beherbergte sonst noch selbst eingelegtes Obst, Gemüse, die leeren Gläser auf Vorrat und ein 10-Liter-Fass für den Käse in Salzlake. Der Käse war nicht selbst gemacht, obwohl mein Vater davon träumte, dass seine Frau, so wie einst seine tolle Großmutter, die mehrere Kühe in ihrem tollen Dorf besaß, den tollen frischen Käse selbst gezogen und geflochten hätte.

Der Käse im Vorratsschrank trug den Volksnamen *Zwei Moneten Käse*, da ein Kilo davon zwei sowjetische Moneten kostete. Er

Der Vorratsschrank

Von Ketino Bachia

war im Vergleich zu den anderen Käsesorten im Schrank unserer Familie nicht vom Bauern, sondern aus einer Fabrikherstellung.

Wenn die Milchfabrik der Republik davon genug produzierte, um nicht nur Moskau oder die Parteifunktionäre satt und glücklich zu kriegen, wenn der Käse eine der Lebensmittelläden-»Gastronomien« unseres Stadtviertels erreichte und man ihn zur richtigen Stunde des

richtigen Tages erwischte und die lange Schlange überlebte, musste man ihn auf Vorrat kaufen und in Salzlake einlegen.

Der Krieg mit China fing Gott sei Dank nicht an. Kuba und die Sowjetunion verbrüdereten sich wieder und immer wieder. Georgien wurde in andere Kriege gerissen – mit Russland – und damit kamen sehr große Engpässe. Jedoch gibt es heute noch in Tiflis Supermärkte voller Pro-



dukte. Alles Prima! Shit!! Die Bauernmärkte sind aus Tiflis so gut wie verschwunden, da sie im Prozess der Europa-Annäherung für zu unpassend und unsteril erklärt worden sind.

Ich bin so nahe an Europa und so innig, wie Pech und Schwefel. Jedoch einen Krieg führe ich hier immer noch: Ich kaufe nicht gerne Vorräte ein. Der Kampf findet, wie die meisten statistisch fest gehaltenen Kämpfe, in der Familie statt. Mein schwäbischer Ehegatte liebt unseren Vorratsschrank, obwohl er, im Unterschied zu mir, der wahren Tochter meines Vaters, sich keine bald kommenden Katastrophen und ausbrechenden Kriege ausmalen kann. Das ist auch gut so. Ich bin dafür felsensicher: In den Supermärkten gibt es viel zu viele Produkte für alle Notfälle der Welt. Ich werde jedoch in den Augen meines Gatten nie gut genug die Schränke füllen können.

Ich glaube, ich muss hier nicht beschreiben, wie Corona und zwei, drei Wochen, zwei, drei leere Regale in den Supermärkten, meine Ehe gefährdeten. Wir einigten uns darauf, die Medikamente, die aus China kommen, zu horten und überlebten.

Was meinen Vater angeht, bin ich froh, dass er die Twitter-Nachrichten aus Peking und Washington nicht liest.

Von Rufine Songué und Jenny Warnecke

Migrantische Communities sind in besonderer Weise von der Corona-Pandemie betroffen. Zu oft prekären Beschäftigungsverhältnissen kommen die Gedanken an die in den Heimatländern zurückgebliebenen Familienangehörigen. Wenn jetzt jemand sterben würde aus der Familie, wäre es unmöglich zur Beerdigung zu fahren, weil die außereuropäischen Grenzen coronabedingt geschlossen sind. »Wegen Corona können sich Familien nicht von ihren Angehörigen verabschieden«, so Rufine Songué, Mitglied von der *Our Voice* Redaktion bei Radio Dreyeckland. Die Journalistin ist in Edea in Kamerun geboren. Dort besteht eine Beerdigung normalerweise aus einem festgelegten zweitägigen Ablauf mit einer großen Zeremonie. Die Familie lädt an einem Freitag zur *Levée du corps* ein, der Rückführung des Leichnams ins Familienhaus. Die Nacht zum Samstag wird *Veillée*, Totenwache, gehalten mit Palmen und Blumen: Der Leichnam ist aufgebahrt und alle können sich verabschieden. Im Nebensaal singen, tanzen und beten Angehörige und Gäste, manche weinen beim

Sterben in Zeiten von Corona

»Die ganze Familie war in Quarantäne und konnte sich nicht verabschieden«

Tanzen. Die Trauerfeier geht bis zum Sonnenaufgang. Um fünf Uhr morgens serviert man Kaffee und Kakao und um elf Uhr wird der Leichnam beerdigt. Für den Ablauf gibt es ein Programmblatt mit einem Foto der gestorbenen Person. Zurzeit kann diese Zeremonie des Abschiednehmens nicht stattfinden. »Viele bedauern: »Wer jetzt stirbt, wird ohne den Planungsvorlauf und die Zeremonie begraben«, so Rufine Songué.

In normalen Zeiten läuft es anders. Letztes Jahr ist in der gambischen Community ein junger Geflüchteter in seiner Unterkunft in Titisee verstorben. Für seine Rückführung und die muslimische Trauerfeier hat Dawda Kinteh, Aktiver bei *FAIRburg*, bei den Gambiern der Landeserstaufnahme und aus der Community Geld gesammelt. Der Zusammenhalt in dieser verwundbaren Gruppe ist stark und

solidarisch, gerade wenn es um Todesfälle geht.

In einer türkischen Gemeinde in Baden war eine Risikopatientin an Covid-19 erkrankt. Die Hochzeit ihres Sohnes stand bevor und sie hatte kurz vor Ausbruch der Krankheit die Einladungskarten persönlich an die Gäste verteilt. Im April 2020 ist sie an Corona gestorben. Viele der Leute, die von ihr eine Einladung erhalten hatten, waren neben der Trauer in großer Sorge, dass sie bei der Übergabe angesteckt worden waren. »Migranten mit türkischem Hintergrund wollen meistens in der Türkei beerdigt werden«, weiß Senay Awad vom *Sozialdienst muslimischer Frauen*. Dafür gibt es auf Rückführungen spezialisierte Beerdigungsinstitute, die religiös sensibel begleiten. Die traditionelle Waschung wird hier in Deutschland durchgeführt und die Beerdigung ist jeweils im Herkunftsland. »Die Dame wurde

in die Türkei zurückgeführt, aber die Familie konnte nicht mitreisen und die Beerdigung im Heimatort begleiten. Der Umstand war sehr traurig, die ganze Familie war in Quarantäne und niemand konnte sich verabschieden«, berichtet Senay Awad.

Zahlreiche Familien aus Syrien sind durch die Fluchtgeschichten in ganz Europa verstreut. Iman Quadria aus dem Planungsteam der *Interkulturellen Wochen Freiburgs* hat einen jungen Mann interviewt, der über die Türkei nach Schweden geflohen ist. Seine krebskranke Mutter bekam in Deutschland Asyl. Bevor sie starb, besuchte er sie trotz bürokratischer Hürden kurz vor dem Corona-Lockdown. Durch die zugewandte Begleitung im Hospiz war ihr letzter Wunsch in Deutschland beerdigt zu werden. Für Syrerinnen ist eine Rückführung wegen der politischen Situation derzeit unmöglich. Der Sohn erfüllte ihren Wunsch gern: »Es war entlastend, meine Mutter in guten Händen zu wissen.« Sobald er corona- und asylbedingt reisen darf, möchte er das Grab seiner Mutter besuchen.

■ Rufine Songué (Zwischenraum), Jenny Warnecke (samo.fa und FAIRburg)



▲ **Solidarisches Handeln darf gerade jetzt nicht ruhen.**

Freibergerinnen und Freiberger fordern während des LockDown auf zahlreichen Demonstrationen soziale und ökonomische Gerechtigkeit.

Foto: kwasibanane

Von Wendy Zähringer-Hardy

»Wendy, du musst sofort nach Hause!« Einfach so, an einem Morgen. Es war Mitte März und die Welle von Sofortmaßnahmen, die von Stunde zu Stunde zunahm, hatte mich jetzt in diese Strömung mit hineingezogen. Auf der Station, wo ich als Kunsttherapeutin arbeitete, sollten nur diejenigen bleiben, die »absolut nötig« sind.

Ich bin Freiberuflerin: Ich arbeite, ich werde bezahlt. Ich arbeite nicht, ich werde nicht bezahlt. Für diejenigen, die sagen, dass sie Sicherheit brauchen, klingt das unglaublich stressig, aber ich bekomme meine Kicks von mehreren »Abenteuern« gleichzeitig; ein Projekt hier und ein Projekt dort. In Krisenzeiten sind wir die Ersten, die gehen müssen, weil wir als Freiberufler immer nur so eine Art Gäste sind. Das ist eigentlich der Deal.

Meine spontane Reaktion war Aufgeregtheit: Dieser Tag sollte nun ganz anders als geplant werden – ein unerwartetes Aben-

teuer! Ich ging, ohne zu wissen, ob oder wann ich zurückkommen würde. Und wusste auch, dass mein Wohlbefinden in meiner

alle. Zum ersten Mal in 20 Jahren geht es um ein *Wir*.

Ich versuchte das Chaos um mich herum zu überschauen.

Hier geht es nicht um »Ich«

Verantwortung lag und sonst bei niemandem. Ich habe drei E-Mails von anderen Auftraggebern erhalten: Mit sofortiger Wirkung wurden alle meine Jobs bis auf Weiteres ausgesetzt. Dieses Abenteuer wurde plötzlich immer weniger ansprechend und ich spürte, dass mein Magen in die Knie sank.

Ich war völlig ratlos. In 20 Jahren freiberufler Tätigkeit hatte ich so etwas noch nie erlebt, es war unvergleichlich. Alles konnte passieren, und in diesem Moment konnte ich buchstäblich nichts dagegen tun. Dann kam der *Aha-Moment*. Hier geht es nicht um *Ich* – das betrifft uns

Innerhalb weniger Wochen gerieten Millionen von Menschen mit sogenannten sicheren Arbeitsplätzen in Panik, weil die Unternehmen, die die Verantwortung für sie übernahmen, sich selbst nicht mehr sicher waren – egal, wie groß oder etabliert. Das Virus hatte gezeigt, dass Arbeitsplatzsicherheit im Grunde eine Illusion ist und dass wir alle Freiberufler sind, wenn etwas in diesem Ausmaß passiert.

In den nächsten sechs Wochen wurde ich aus einer positiven beschäftigten Frau, die nach dem nächsten Auftritt suchte, plante, experimentierte und kreierte, zu einer ganz anderen Version von

mir. Ich fand meinen Weg zurück in die Kindheit: Ich schrieb die meisten Tage, rannte in den Wald, malte und las. Ich entdeckte meinen eigenen Rhythmus und erwachte jeden Morgen unter einem schönen, weiten wolkenlosen Himmel.

Jetzt, nachdem die größte Flutwelle vorüber ist, kann man den Schaden einschätzen und mit dem Wiederaufbau anfangen. Ich bin so froh, die Krise in diesem Land erlebt zu haben! Meine innere Pause war nur möglich, weil Deutschland für diese sechs Wochen eine Familie geworden ist und ein stabiles und organisiertes System aufgebaut hat. Wie langlebig dieses System ist, bleibt abzuwarten. Wir können also nur hoffen, dass jedes Familienmitglied das Gefühl hat, dass sich jemand darum kümmert, was mit ihm passiert. Kinder, die sich sicher und geborgen fühlen und jeden Morgen unter einem hellen und schönen Himmel aufwachen, entwickeln sich zu den besten Versionen ihrer selbst.



Berühren oder Tippen?

Digital schwimmen?

Von Susanne Einfeld

Die Menschheit schwärmt über die Chancen der Digitalisierung, die sich nun in diesen Zeiten auftun.

Endlich geht es mit dem digitalen Unterrichten voran – die Schulen müssen jetzt notgedrungen aufrüsten – und ja, hurra, endlich bekommt (fast!!!) jedes Kind die Möglichkeit, digital unterrichtet zu werden. Die Zukunft der Schulen hat hiermit begonnen.

Aber halt. Ich habe falsch angefangen. Es ist verdammt noch mal nicht witzig! Nicht nur sitzen viele Kinder ohne diese technischen Möglichkeiten zu Hause herum, bekommen im besten Fall seitenweise Papier in den Briefkasten gestopft, bei dessen Bearbeitung ihnen kein Elternteil helfen kann. Viele Kinder sind abgehängt, sozial und lern-technisch. Bei manchen zu Hause steht sicher der eine oder andere Computer, da liegen Tablets und Smartphones herum – das nützt ihnen aber überhaupt nichts, denn was sie brauchen ist Gesellschaft, Ansprache, Aussprache, direkte Kommunikation und ein menschliches Gegenüber. Einige von ihnen werden spätestens Mitte des nächsten Schuljahres scheitern. Ich kann sie digital nicht erreichen, da bei mir nix funktioniert und bei ihnen 20 Stunden am Tag der Fernseher läuft. Auch ich sitze viel zu Hause herum. Mein Handy hat seinen Akku nicht mehr gewollt, also musste ich es zur Reparatur abgeben. Das immerhin kostenlos geliehene Gerät ist mir fremd und will nicht so wie ich. Der Rechner ist uralt und kann mit Zoom etc. nichts anfangen. Vielleicht liegt es ja auch nur an mir. Vielleicht bin ich viel zu analog für diese Zeiten. Oder zu alt – je nach Interpretation. Ich liebe meine Arbeit, die direkte Arbeit mit den Kindern. Täglich mit ihnen herumzutoben, gemeinsam zu Mittag zu essen, zu reden und herum zu albern, in kleinen Gruppen zu lernen und zu arbeiten ... Das kann keine verflixte digitale »Revolution« ersetzen! Selbst wenn Zoom oder Ähnliches bei mir funktionieren würde: Sollte ich mich dann vor den Rechner oder das blöde »Smartphone« setzen und versuchen die Kinder zum Spielen und Toben zu animieren? Dazu gibt es einige Videos im Internet, aber für mich ist das definitiv gar keine Alternative. Es ist für mich eindeutig so, dass speziell bei der Arbeit mit Kindern die Digitalität den direkten Kontakt niemals ersetzen kann – weder für sie noch für mich. Auch für meinen eigenen Alltag kann ich mir keinen Online-Kochkurs, Online-Tanzkurs oder ähnlichen Schwachsinn vorstellen. Oder gar Online-Schwimmen? Dafür ist meine Badewanne zu klein!

Digital ohne Aber.

Von Timur Abramovich

Ein Plädoyer für Digitalisierung zu schreiben war längst überflüssig. Wir sind digitalisiert bis zum Geht-nicht-mehr: mit mindestens 2–3 sozialen Netzen pro Kopf, mit digitalen Buchungen, Partnerschaften und Streaming. Auch Videokonferenzen à la Zoom hat man nicht erst in Zeiten von Corona entdeckt. Wer verteilt lebt, hat schon lange mit seiner in der Welt zerstreuten Familie per Video kommuniziert, aktuelle Kunst und Literatur aus seinem Land genossen, sich die neuesten Alben von heutigen Bands angehört und sich sogar mit dem neuesten Slang vertraut gemacht. So fühlt man sich weniger auf einer diasporischen Insel gestrandet und die Muttersprache wird nicht lächerlich.

Also, was ist neu dazugekommen?

Was die Corona-Krise dem digitalen Leben hinzufügte, ist ein schon fast vergessenes Gefühl von Freiheit. Wir wissen zu gut: Seit den weit entfernten Zeiten der »Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace« haben endlose Recht- und Gate-keeper sich ständig bemüht, alles im Netz wieder identifizierbar, kontrollierbar und kommerzialisierbar zu machen. Der Prozess der mit »Dieses Video ist in deinem Land nicht verfügbar« begonnen hat, ist weit gekommen, so weit, dass das Netz mittlerweile genauso voller roter Ampeln zu sein scheint wie die gute alte analoge Welt. Und doch, genau hier, hat die Corona-Krise alles verändert. Entkommerzialisierung und Solidarität sind auf der Tagesordnung. Endlose Reihen von Kulturschätzen werden plötzlich frei zugänglich. Theater und Konzertsäle, Bibliotheken und Verlage, Museen und Galerien öffnen digital – und zeigen, wie nah wir eigentlich dabei sind, die ganze Kultur der Menschheit kostenlos und frei für alle zu machen. Es ist gut zu wissen: Wir können es, auch wenn einige von uns es nicht wollen. Ich spreche hier nicht von kleinen Clubs und freiberuflichen Künstlern, die existenzbedroht sind, sondern von längst etablierten Flaggschiffen von Kultur und Bildung.

Ich habe nie so viele erstklassige Theaterstücke und Performances in so kurzer Zeit gesehen wie in der Corona-Krise. Heute in Berlin, morgen in Zürich, übermorgen in New York, alles frei und blitzschnell da. Es folgen Lesungen und Vorträge im Zoom, von bekannten Intellektuellen, Schriftstellern, Wissenschaftlern. Und wenn es draußen vor dem Fenster schon dunkel war, spielte es sich in anderen Zeitzonen ab. Zeitgenössische Kultur ist unwiderruflich kosmopolitisch. Seien es Kulturschaffende oder das Publikum: Wir sind immer am Reisen, auch wenn wir keinen Schritt aus dem Haus heraustreten. Lange nach Mitternacht geht man endlich offline, schaut vom Balkon auf die leere Straße hinunter und denkt: Lockdown? Welcher Lockdown?

Analog und digital

Streetart an einem Freiburger
Bauzaun Foto: kwasibanane





Begegnungen auf Maskenhöhe

Belastet waren und sind wir alle – vom Virus selbst, von der Sorge sich oder andere anzustecken sowie von den Einschränkungen unserer Kontakte, Berührungen, Bewegungsfreiheit, Unbeschwertheit und vieler alltäglicher Freuden.

In Freiburgs Straßen konnte man dennoch viel Ermunterndes und Ermutigendes erfahren, nicht nur die allseits gelobte neue Solidarität, nein, auch Lebensfreude, konsumreduzierter Genuss oder die Wertschätzung anderer Menschen. Wir genossen den kondensstreifenfreien blauen Himmel, die Ruhe, die Entschleunigung des Lebens und die Begegnungen auf Maskenhöhe.

Menschen nutzen den Öffentlichen Raum für kreative Denkmal-Maskierung, sie erobern Straßen und Plätze, um sich unter den neuen Distanzregeln mit Freunden zu treffen, bei einem leckeren Drink, der für Nähe sorgt. Bei einer großen Party auf dem Platz der Alten Synagoge trotzen Frauen und Männer unterschiedlichen Alters und Herkunft der sengenden Sonne und tanzen mit Abstand, aber gemeinsam. Das tut gut.

Wir müssen *jetzt* die Lehren aus der Krise ziehen und Konzepte der solidarischen Vielfalt für After-Corona entwickeln und einfordern. Konzepte für Klimaschutz, Verkehrswende, Ernährungssouveränität, Gesundheit, eine gerechte Verteilung unserer Güter und vieles mehr.

... und wir sind in diesen Sommertagen voller Hoffnung, dass das Covid-Unbehagen bald hinter uns bleibt.

Text+Fotos: kwasibanane



»Wann werden wir uns wiedersehen?«

Liebe über geschlossene Grenzen

Von Marie Gippert

Ipek und Cem sind seit letztem Jahr zusammen. Cem lebt in Basel im Exil. Ipek leistete bis März ihren Freiwilligendienst in Potsdam, ihre Familie ist in Istanbul. Laif aus Amsterdam und Mia haben sich vor zwei Jahren in Berlin kennen gelernt, wo Laif für ein Semester war, daraus wurde bald eine Fernbeziehung. Laifs geplanter Umzug nach Berlin hat sich durch die Pandemie verschoben. Uwe und Carmen kennen sich noch aus ihrer Zeit als WG-Mitbewohner*innen in der 80ern. Danach ist Carmen nach Bilbao gezogen. Seit drei Jahren sind sie in einer Beziehung.

Die Schließung nationaler Grenzen hat Auswirkungen auch für transnationale Liebesbeziehungen. Darüber habe ich mit Ipek, Mia und Uwe gesprochen.



Von Laura Biolchini

Es war Zeit, die Schwangerschaft an die Öffentlichkeit zu bringen. Unsere Reise nach Hause war Ende März geplant, die mussten wir natürlich absagen. Was jetzt?

»Wo hast du dieses Ultraschallbild her?«, erkundigte sich meine Mama, als ich zufälligerweise die Aufnahme meinen Eltern über die Computerkamera zeigte. Diese Frage erwartete ich echt nicht. Sowie diese eine kleine Träne, die ihr über die Wange lief, als ihr klar wurde, was da wirklich geschah. Die Verwirrung dauerte aber nur einen Augenblick und meine Mama empfahl mir: »Wenn du Lust hast, etwas zu essen, berühre deinen Popo!« In Italien glaubt man seit Jahrhunderten, dass die schwangere Frau alle ihre Essenswünsche befriedigen soll, um zu verhindern,

Was waren eure ersten Gedanken zur Grenzschließung?

Ipek: Ich war auf dem Rückweg von Basel nach Berlin, als hinter mir die Grenzen schlossen. Fragen schossen mir in den Kopf: »Wann werden wir uns wiedersehen, wie wird sich das lösen, wo soll ich zu nächst hinfahren?«

Mia: Mir stellte sich vor allem die Frage, wo ich die Quarantäne verbringen sollte: zu Hause in Berlin, in England bei meiner Familie, oder in Amsterdam bei meinem Freund. Letztendlich entschied ich mich für Berlin.

Wie seid ihr in Kontakt?

Ipek: Seit Beginn der Pandemie haben wir täglich Videogespräche. Das war vorher weniger.

Uwe: Wir telefonieren häufiger. Die verschiedenen nationalen Quarantäneregelungen machen sich dabei sehr bemerkbar. Sie prägen unser Erleben und die Gestaltung der Zeit entsprechend unterschiedlich. Außerdem bin ich im Ruhestand und Carmen momentan noch berufstätig. Sonst habe ich meist das Bedürfnis nach mehr Kontakt, im Moment sie.

Macht ihr Pläne?

Mia: Nachdem wir uns fünf Wochen nicht gesehen hatten, versuchte Laif mit dem Auto über die Grenze zu fahren. Es war total aufregend, weil wir keine Informationen darüber fanden, ob es möglich und erlaubt wäre. Letztendlich konnte er

die Grenze problemlos überqueren. Nie hätte ich gedacht, dass ich ein Auto mal mit Freiheit assoziieren würde. Dadurch, dass wir gerade beide im Homeoffice

sind, konnten wir so viel länger und intensiver Zeit miteinander verbringen als sonst. Wie ein komischer, aber sehr schöner Urlaub.

Uwe: Wir werden den Sommer gemeinsam verbringen, ich freue mich schon sehr und hoffe, dass wir dann auch wieder gemeinsam in Kneipen und auf Konzerte gehen können.

Ipek: Man versucht der Unsicherheit mit Plänen zu entgehen. Gleichzeitig sagen wir: Erstmal soll alles wieder zur Normalität zurückkehren, dann sehen wir weiter. Obwohl politisch gesehen die »Normalität« ja kein wünschenswerter Zustand war. Sobald die Grenzen sich öffnen, werde ich in die Schweiz fliegen. Für uns ist es keine Zeit, in der man voneinander entfernt lebt, im Gegenteil. Wir gucken hoffnungsvoll auf die Zukunft.

Geburt ohne Rituale

Schwangersein in Zeiten einer Pandemie

dass ihr Kind mit Hautflecken geboren wird. Dagegen kann frau aber auf den eigenen Hintern tippen. Besorgt fragte Mama weiter: »Die kleine Glücksbluse für die Geburt des Babys, wer schenkt sie dir dann?«. Keine Ahnung! In diesem Moment wurde mir bewusst: Einige Bräuche, die trotz allem nie sterben, werde ich dieses Mal missen müssen.

Als Italienerin, die seit fast sieben Jahren in Freiburg wohnt und arbeitet, wusste ich sowieso, dass ich diese gewaltige Erfahrung nicht in der Nähe meiner Familie und Freunde erleben werde, hat doch die Pandemie diese Situation erschwert. Die Kontakt- und Reiseeinschränkungen haben jede Distanz relativiert: Ob die Entfernung zwei oder 600 Kilometer ist, spielt keine Rolle. In dieser Zeit der Barrieren kann ich die moderne Ära nur loben: Jede physische Entfernung wird durch virtuelle Nähe

verringert. Handy und Internetverbindung können die Wärme einer Umarmung nicht ersetzen, aber sie lindern dieses Gefühl der Trennung und der Entbehrung. Jedoch waren Hilflosigkeit und Verunsicherung in diesen letzten Monaten meine treuen Begleiter. Neue soziale Regeln haben die vorherigen plötzlich ersetzt und uns unvorbereitet angesichts der Pandemie-Situation erwischt. Bei einem Paar, das sein erstes Kind erwartet, kann eine solche Desorientierung Panik auslösen. Online-Kurse und telefonische Beratungen sind die Instrumente, die uns jetzt während der Schwangerschaft als Paar begleiten. Die Schwangerschaft ist eine komplexe Erfahrung, auf die man sich nie genug vorbereiten kann, aber diese neue Situation der Isolation trägt zum Gefühl der Unzulänglichkeit bei.

Eine Freundin spornt mich an: »Du solltest an jedem ersten Tag des

Monats ein Bild machen, damit du siehst, wie dein Bauch wächst. Und es ist dazu eine wunderschöne Erinnerung.« Ich habe meine Abneigung, mich fotografieren zu lassen, noch nicht überwunden, aber ich habe neulich das kleine bisschen Narzissmus wiederentdeckt, das in mir steckt und das enttäuscht ist, den wachsenden Bauch nicht Verwandten und Freunden zeigen zu können. Wer hat noch mal gesagt: »Glück entsteht nur, wenn es geteilt wird?« Die ersten Ultraschalluntersuchungen, der Geburtsvorbereitungskurs, die Geburt des Kindes: Es sind unglaubliche Momente des Lebens, die man teilen möchte und die in den letzten Monaten ein wenig von ihrer Magie verloren haben.

Ich habe mehr als die Hälfte meiner Schwangerschaft hinter mir und der Gedanke, dass die zukünftigen Großeltern ihr erstes Enkelkind vielleicht erst einige Zeit nach seiner Geburt sehen können, beunruhigt mich noch. Nur dieses eine Mal werde ich die Daumen mir drücken!





**Gerne obdachlos
– seit 45 Jahren.**

Nikolas Herzstein (rechts)
hier im Gespräch mit Herrn
Horst vor der Pflasterstub'.
Foto: kwasibanane

Zu Hause bleiben konnten die Freiburger Obdachlosen nicht

Von Julian Bindi

Vor wenigen Monaten sorgten Kontakt- und Ausgangsbeschränkungen für die unmissverständliche Botschaft an die Bevölkerung: Ja! Wir befinden uns in der Krise. Die Reaktion sollte zumindest zeitweise im besten Fall die totale Isolation sein. Zu Hause bleiben und dadurch Solidarität ausdrücken war die Botschaft der gesetzgebenden Akteure. Aber wie sieht das Leben von Menschen aus, die ihre Solidarität nicht auf diese Weise ausdrücken können?

Obdachlose können sich nicht wochenlang in den Schutz der häuslichen Isolation zurückziehen. Sie gehören zu einer Gruppe, für die die Beschränkungen eine besondere Dimension haben. Einige Obdachlose in Freiburg haben die Möglichkeit, mit dem Verkauf der Zeitschrift *FREIEBÜRGER* etwas zum dürftigen Lebensunterhalt dazu zu verdienen. Von Mitte März bis Ende April war das nicht mehr möglich. Die Redaktion sah sich gezwungen den Betrieb einzustellen. Die Verkäufer Karsten und Brigitte, Verkäufersprecher von *FREIEBÜRGER*, erzählen mir, welche Probleme sie in dieser Zeit beobachtet haben: »Wir haben Leute, die leben im Wald oder unter Brücken. Für die ist es wichtig, Strukturen und soziale Kontakte zu haben, ein Stück weit ein normales bürgerliches Leben zu führen. Das fiel die letzten sechs Wochen weg«

Nicht alle Verkäufer und Verkäuferinnen sind obdachlos, sie sind aber immer mit finanziellen Problemen konfrontiert. Den Menschen fehlt in diesen Zeiten einiges, vor allem der Umgang und Kontakt mit

Kunden und die Möglichkeit überhaupt zu arbeiten. »Seitdem ich die Zeitschrift verkaufe, werde ich von den Menschen anders behandelt«, erzählt Verkäufer Benjamin und fühlt sich seitdem wohler. Arbeiten statt Betteln ist für einige ein wesentlicher Grund dafür, warum sie Teil von *FREIEBÜRGER* sind. Sie stehen früh auf, holen die Zeitungen ab und gehen zu ihrem festen Standplatz, normalerweise. Das fehlte in der letzten Zeit. Hinzu kommt eine weitere folgenreiche Einschränkung. Die *Pflasterstub'* der Caritas Freiburg in der Herrenstraße ist für viele der erste Anlaufpunkt des Tages. Hier gibt es Frühstück, Waschmaschinen, Duschen und vor allem die sozialen Kontakte. Das betont auch Karsten: »Für die Psyche der Obdachlosen ist es wichtig, Kontakte zu haben. Aber nicht jeder hat Freunde«. Einige der isolierten Obdachlosen, die nicht in der Stadt leben, sondern ihre »Platte«, also ihren Schlafplatz, außerhalb haben, erleben hier ihre einzigen Kontakte. Seit März kann nur eine kleine Anzahl an Menschen für zehn Minuten hinein, duschen und ein Frühstück mitnehmen. Dann müssen sie die *Pflasterstub'* wieder verlassen.

Seit Mai sind die Verkäufer von *FREIEBÜRGER* in die Stadt zurückgekehrt und verkaufen wieder ihre Zeitschriften. Sie sind sichtlich erleichtert. Und einen positiven Effekt hat die Krise doch gehabt: Seitdem sie wieder in der Stadt sitzen, sind sie alle überrascht von der Anteilnahme ihrer Käufer. Häufiger werden sie gefragt, wie es ihnen gehe. Und tatsächlich kriegt der eine oder andere für ein Exemplar der Zeitschrift auch mal einen Zehner zugesteckt.

Respektvoll, freundlich und nie rassistisch

Die Rollende Küche kocht für Obdachlose

Von Alix Dupont

Was kann man als Gegenleistung für ein gutes Essen geben? »Nächstes Mal werde ich für euch im rosa Bikini tanzen«, hat ein älterer Mann Ahmed und Vivien versprochen, so gut hatte ihm das Essen geschmeckt.

Die mobile Küche besteht aus einem großen elektronischen Fahrradanhänger mit integrierter Küche. Sie fährt dienstags zum Obdachlosenwohnheim in der Wiesentalstraße, mittwochs zum Wohnheim an der Tullastraße und donnerstags zu der Bahnhofsmission. Gekocht wird vom *zusammen-kaffee*-Team, für das Essen werden biologisch erzeugte, saisonale Produkte von lokalen Lieferanten verwendet. Beim Kochen fließen die individuellen Vorlieben der internationalen Köche in das Essen und sorgen für eine *Fusions-Küche*. Die Köche und Helfer der mobilen Küche tragen Masken und müssen alle Hygienevorschriften berücksichtigen. Auch den Obdachlosen scheinen diese Vorschriften und die Situation schon zur Gewohnheit geworden zu sein.

Für Obdachlose in Freiburg sind durch die Corona-Krise viele Probleme entstanden: der Platz in den Notunterkünften wurde knapp und es wurde schwierig bei den üblichen Essensausgabestellen Mahlzeiten zu bekommen. »Die Idee, dort einzuspringen, ist in der Zeit geboren, als die meisten Aktivitäten von ›zusammen leben‹ pausierten, so wie auch unser Sozialcafé ›zusammen kaffee‹« sagt Vivien Rieger, die Leiterin der *Rollenden Küche*. Obwohl *zusammen leben* vorher nicht mit Obdachlosen gearbeitet hatte, passte es gut zum Konzept des Vereins, verschiedene, auch marginalisierte Gruppen der

Gesellschaft zusammenzubringen. Ahmed Waareibrahim aus Somali, ist seit vier Jahren in Deutschland und absolviert bei *zusammen leben*, – wie andere Menschen mit Fluchtbiographie – das Qualifizierungsprogramm *zusammen in die Zukunft*, das ihnen einen Jobeinstieg in die Gastronomie vereinfacht. Seit April verteilt er jeden Donnerstag Essen an Freiburger Obdachlose bei der Bahnhofsmission.

Natürlich werden aktuell im *zusammen kaffee*, das inzwischen im Strandcafé wieder geöffnet hat, viele extra Portionen für die *Rollende Küche* gekocht. Es kommen zwischen 20 und 60 Menschen, besonders viele an die Bahnhofsmission, wo es sich sehr schnell herumgesprochen hat, und die meisten kommen für einen Nachschlag wieder. »Zum Glück hat das Team in der letzten Zeit viele Hilfsangebote von Freiwilligen bekommen und im Mai gab es mehr Bewerber als Praktikumsplätze«, sagt Vivien.

Meistens sind die Gäste sehr gut drauf und machen Witze, bleiben neben der Küche stehen und führen Smalltalk. Manchmal sind es kritischere Gespräche, zu den Problemlagen, in denen sie sich befinden. Man erhält durch solche Gespräche einen Einblick in ihre Weltanschauungen. »Dabei sind die Menschen oft sehr frustriert und man bekommt mit, dass einige sogar den Eindruck haben, dass die Welt einem Böses will – grade jetzt – weil sie noch ausgegrenzter sind als zuvor,« so Vivien. »Sie verhalten sich uns gegenüber trotzdem sehr respektvoll, sind immer freundlich und nie rassistisch und zeigen viel Dankbarkeit«, erzählt Ahmed. Er freut sich, mit Menschen aus unterschiedlichen Lebenskontexten zusammenzukommen und findet, dass man davon vieles lernen kann.



▲ Erleuchtung bei Regenwetter

Foto: kwasibanane

Meditieren für das Grundgesetz?

Spiritualität in Zeiten von Corona

Von Timur Abramovich

Unter dem Regen am Münsterplatz sitzen einige Meditierende. Alleine oder in kleinen Gruppen, oft in voller Lotusstellung, gerader Rücken, den Blick in den Raum gerichtet. Ein seltsamer Kontrast zu der Demo, die hier abläuft. Hitzige Reden bezeichnen das Corona-Virus als eine »Erfindung« (erraten Sie selbst, von wem), eine organisierte Täuschung und predigen dagegen für das Grundgesetz und die »deutsche Demokratie«. »Ich bin Arzt, ich lebe gesund, trinke kein Coca-Cola, habe in meiner Praxis zwei Corona-Patienten untersucht, ohne Maske und ohne Schutz! Ich bin nicht krank geworden!« ruft einer der Redner. Was mit den Patienten weiter geschah, sagt er nicht. Die kleine, aber enthusiastische Menge lobt seinen Beitrag, begeistert von der Möglichkeit, gesund, glücklich und frei zu leben, koste es, was es wolle. Übrigens sind die Protestierenden meistens wirklich gut gekleidet, nicht üblich für eine Straßendemo. Für sie gehören im Grundgesetz verankerte Rechte einfach dazu, genauso wie teure Kleider und Bio-Essen. Und man gibt

das alles ungern auf, einfach weil irgendein Virus irgendwelche Coca-Cola-Trinker töten könnte.

Ich gehe von den aufgeregten Rednern und ihren jubelnden Anhängern wieder 20 Meter zurück, dahin, wo die Meditierenden in ihrer strengen Haltung sitzen. Diese Stellungen entstanden in einer Kultur, in der Askese ein legitimes Mittel war, um Anhaftung an das Ich und das Eigene zu überwinden und somit ein grenzenloses Mitgefühl mit allen Lebewesen zu entwickeln. Auch das Meditieren am Marktplatz wurde seit jeher dafür eingesetzt. Jetzt, wenn ich die stillen, korrekten Stellungen der Sitzenden beobachte, versuche ich zu verstehen, ob ihre Meditation genau das ausdrückt? Oder ist sie doch eine Art politischer Unterstützung der tobenden Ego-Manifestationen da drüben? Natürlich wäre es undenkbar, Meditierende mit Fragen zu stören. Ich komme zurück nach Hause und tippe in die Suchmaschine ein paar Wörter, die die Gruppe vielleicht identifizieren können. Atme tief ein. Und wieder aus. Und schließe dann den Browser ohne auf Suchen zu drücken.

Eine unsichtbare Bedrohung



Der Lesetipp von Alexander Sancho-Rauschel

Als die Corona-Pandemie nach Europa übergriff und wir uns auch hierzulande immer mehr umzingelt fühlten von unsichtbaren, winzigen Viren, da erinnerte ich mich: Vor einiger Zeit hatte ich eine Geschichte gelesen, die dieses bedrohliche Gefühl eindrucksvoll vermittelte.

Es war ein Comic aus Argentinien aus den späten 50er Jahren, der vor vier Jahren auch auf Deutsch erschienen ist. Erzählt wird die Geschichte eines Familienvaters in Buenos Aires, der eines Abends mit Familie und drei Freunden zuhause aus dem Fenster schaut: Draußen fallen seltsame Schneeflocken vom Himmel, phosphoreszierend leuchtend, wie er noch nie welche gesehen hat. Was ein schönes Schauspiel hätte sein können, wird zum Alptraum – denn alle Menschen, die mit einer Flocke in Berührung kamen, fallen sofort tot um. Bald sind Juan, seine Familie und Freunde umgeben von einer Welt des Todes. Sie dichten das Wohnhaus ab, bauen sich Anzüge aus alten Taucheranzügen mit Atemfiltern und wandern auf der Suche nach Nahrung, Benzin und Arzneimitteln durch die menschenleere Stadt. Und sie müssen aufpassen, denn neben den tödlichen Flocken

werden auch manche der Überlebenden zur Bedrohung... Ich möchte die Parallelen zu Corona nicht überstrapazieren, aber das Gefühl einer unsichtbaren Bedrohung, die Hamsterkäufe, die Isolation und die plötzlichen Veränderungen unseres Sozialverhaltens haben die Zweiteilteure des spannenden erzählten und hervorragend gezeichneten Comicbandes noch eindrucksvoller gemacht.

Nicht weniger bewegend ist die Geschichte des Autors: Héctor Oesterheld, Sohn eines deutschen Vaters und einer Baskin, nahm in der Geschichte, in der bald auch skrupellose Invasoren auftauchen, vieles vorweg. In den Jahren der argentinischen Militärdiktatur kritisierte der politisch engagierte Autor das brutale Regime, musste sich verstecken und schrieb aus dem Untergrund heraus eine Fortsetzung. Schließlich wurden er und seine vier Töchter von der Junta gefangen genommen, niemand hat sie mehr lebend gesehen. Oesterheld zählt zu den verschwundenen Opfern der Diktatur, sein Todesdatum ist unbekannt. 2016 erschien der »Eternauta« auf Deutsch inklusive hervorragender Begleittexte, ihm folgte das noch politische Spätwerk »Eternauta 1969«.

- Eternauta, Avant Verlag, 39,95 Euro,
- Eternauta 1969, Avant Verlag, 22 Euro



Zusammengestellt von Irene Pacini, Viktoria Balon, Alix Dupont, Barbara Peron und David Ammann. Idee von Irene Pacini.

»Nomina sunt consequentia rerum«, sagten die alten Römer, also frei übersetzt: »Wörter spiegeln die Tatsachen«. Und so sind in der völlig neuen, verrückten Corona-Pandemie-Situation überall ebenso neue, teilweise ziemlich verrückte Wörter entstanden. Jedes Land hat seine Eigenen – und sie bieten, wie wir finden, Einblicke in Art und Weise, wie sich Menschen (und ihre Regierungen) mit dieser Herausforderung auseinandergesetzt haben. Unsere Autorinnen haben bunte Beispiele gesammelt.

Italien

Congiunti war in den Tagen nach dem 26. April der meist gegoogelte Ausdruck in Italien. Der Hintergrund: Ministerpräsident Conte hatte in seiner Online-Presskonferenz die Lockerung der strengsten Lockdown-Maßnahmen angekündigt: Ab dem 4. Mai seien endlich wieder (vorsichtige) Kontakte zu allen [Trommelwirbel] congiunti erlaubt. Ratlose Blicke in die Runde. Congiunti? Wer ist das überhaupt? Das Wort bedeutet soviel

wie Angehörige und ist ähnlich wischi-waschi wie sein deutsches Pendant, aber weit weniger verbreitet. Eifriges Suchen im Internet. Tatsächlich kommt der Begriff in einem italienischen Gesetz vor – unter §307, bezüglich der Unterstützung von bewaffneten Gruppen (!). Und da sind eben nur Eheleute und Verwandte nicht weiter als Onkel gemeint. Und was ist mit dem/der Liebsten? Dem Lieblingscousin? Der großzügigen Großtante? Ganz Italien ging auf die Barrikaden, es wurden ausnahmsweise statt der Virologen auch Philologen bemüht, um eine möglichst breite Interpretation des Begriffs zu erzielen. Mit Erfolg: Conte ließ bald verlauten, mit congiunti seien natürlich auch alle »affetti stabili« gemeint, also alle beständigen Beziehungen, die auf Zuneigung basieren. Große Erleichterung – und das nächste Problem: Was ist, schreibt Paolo Fallai in der Corriere della Sera, wenn man nur unbeständige Beziehungen hat? Oder beständige, aber ganz ohne Zuneigung?

Deutschland

Systemrelevant wäre in den 70er Jahren eher ein Schimpfwort gewesen. Wer

wollte damals schon das »Schweinesystem« unterstützen? In Pandemie-Zeiten hat der Begriff eine durchaus positive Bedeutung

Corona-Wortschatz

angenommen: Gemeint sind alle, die buchstäblich den Laden am Laufen halten, um es mit Worten der Kanzlerin zu sagen und für die deswegen kein Homeoffice und keine Kurzarbeit vorgesehen sind. Mit wenigen Ausnahmen alles eher unterbezahlte Menschen: die Pflegerin, die Verkäuferin im Supermarkt, der Busfahrer, der Kanalreiniger. Interessant wird, wie viel von dieser Systemrelevanz in Erinnerung bleibt, sobald die Krise überstanden ist.

Stichwort Schweinesystem: Gerade die (Schweine)fleisch-Verarbeitungsbranche hat auch in der Coronazeit bewiesen, wie weit entfernt man von einer angemessenen Würdigung der Menschen ist, die unsere tägliche Versorgung gewährleisten.

Frankreich

Confinement. Confins kommt aus dem Lateinischen und bedeutet so viel wie Grenze, Zone. Daraus entwickelte sich das Wort confinement, welches eigentlich mit Ausgangsverbot und Stillstand des öffentlichen Lebens zu übersetzen war. Allerdings sind bei weitem nicht alle Franzosen so

selbstisoliert gewesen, wie es der Gebrauch dieses Wortes impliziert. Vielleicht liegt es einfach in der Natur der Franzosen, ihre Situation leicht dramatisieren zu wollen. Mit der Pandemie ist das Wort confinement derart Teil der Alltagssprache geworden, so dass weitere Begriffe daraus gebildet wurden, wie etwa der »confiversaire« (confinement + Geburtstag), das »confinapéro« (confinement + Aperitif) oder das mit Spannung erwartete »déconfinement«.

Cameroun

In diesem französischsprachigen Land galt laut Regierung Confinement nur für diejenigen, die es sich leisten konnten. Trotzdem hat jedermann überall, z.B. bei einem Treffen auf dem Markt nur zu gern über die Schwierigkeiten seines Confinement gesprochen.

Russland

обнуление [obnuljenie] – »Nullifizierung der Amtszeiten« – ist ein Neologismus und bezieht sich eigentlich auf die Praktiken, die es dem amtierenden Präsidenten ermöglichen, die verfassungsrechtliche Begrenzung der Amtszeiten aufzuheben. Es wurde aber in Russland zu dem Coronawort. Das Referendum zur geplanten Verfassungsreform wurde wegen Corona von April auf Juli vertagt, jedoch immer noch Mitten in der Pandemie mit täglich tausenden Neuinfizierten. Aus der Politik hat das Wort schnell Einzug in die Alltagssprache gehalten, man spricht von »Nullifizierung« der Todeszahlen oder sogar in esoterischer Sprache von »Nullifizierung« der negativen Energie.

Israel

Tsedrayte, jiddisch [»tsuh-drate«]: alles durcheinander, alles gedreht. Früher konnte man sich erinnern, ob man versprochen hatte, am Donnerstag oder doch am Freitag jemanden zu treffen. Jetzt weiß man nicht, welcher Wochentag ist. Wenn wir Post bekommen, sind wir total fertig: Lassen wir die Briefe 24 Stunden auf dem Boden liegen oder waschen wir erstmal unsere Hände, bevor wir den Umschlag abwischen? Und was machen wir, nachdem wir sie geöffnet haben?

Verwirrt im Wörter-Labyrinth

- Masken»Befreiungs«Kämpfer
- Alternative»Fakten«Gläubige
- »Anders«Denkende
- Wissenschafts»Kritiker«
- DIE-WAHRHEIT-Kenner
- SchwedenFans
- Wir-sind-DAS-VOLK-sHelden
- AbendlandVerteidiger
- Merkel-muss-Wegger
- VirologenScharfRichter
- Ger-ICH-tigkeits»Besorgte«
- »Unabhängige« Widerstandskämpfer
- Facebook»Experten«
- ICH-hab-schon-immer-Wisser
- ICH-hab-mich-schon-immer-Fragende
- DAS-SYSTEM-Durchblicker
- Verschwörungs»Theorie«Relativierer
- NachherSchonVorherPropheten
- BöseMächte-GuteMächte-SinnSuchende
- Das-wird-man-doch-noch-sagen-Dürfer ...

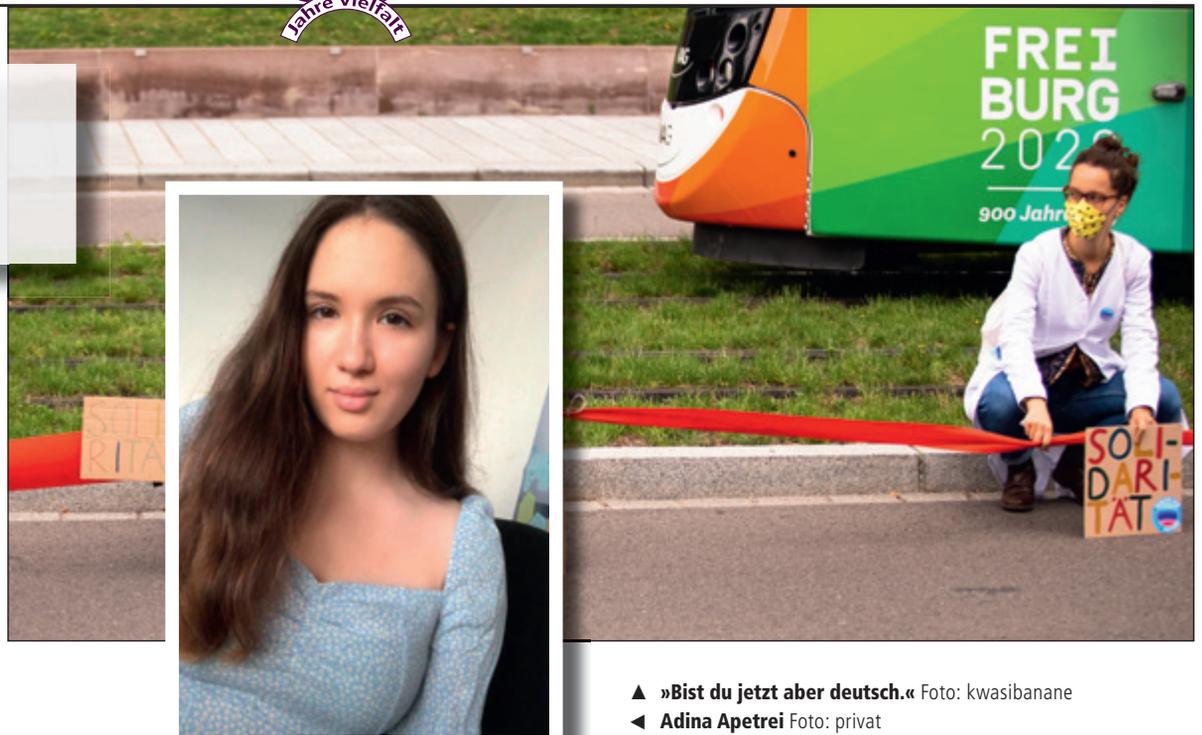
Text und Foto: kwasibanane

Der wahre Grund für die Mundschutz - Masken: Früher mussten Sklaven eine Mundmaske tragen, Jetzt müssen wir eine Mundmaske tragen. Es soll symbolisieren dass wir Sklaven sind! Weg mit der korrupten Regierung!



Einfach Freiburger

Was den Charakter einer Stadt mit ihrer Vielfalt und Eigenart ausmacht, sind ihre Bewohner.



▲ »Bist du jetzt aber deutsch.« Foto: kwasibanane
◀ Adina Apetrei Foto: privat

Zwei Mal Grün

Ein Interview mit Adina Apetrei, einer Freiburgerin aus Bukarest

Das Gespräch führte Leonie Mänken

Angesichts der Corona-Krise haben sich insgesamt 1500 Studierende freiwillig bei der Offenen Fachschaft Medizin für ein Engagement gemeldet. So auch Adina Apetrei, die aus Rumänien stammt, in Bukarest aufgewachsen ist und seit Oktober 2018 in Freiburg Medizin studiert.

Ich wusste schon seit der siebten Klasse, dass ich Medizin studieren möchte, und dann habe ich auch mehrere freiwillige Praktika im Krankenhaus gemacht. Ich hatte mehrere Unis auf der Liste, aber Freiburg war meine erste Wahl.

Warum hast du dich bei der Fachschaft gemeldet?

Ich habe mir gedacht, dass ich sowieso in Deutschland bleiben möchte während der Corona-Krise. Mir war wichtig, dass das Gesundheitssystem nicht so sehr überlastet wird und man ist schon eine große Hilfe, wenn man sein Pflegepraktikum schon abgeschlossen hat. Die Uniklinik hat mich dann für einen Vertrag als Sitzwache kontaktiert. Wir haben uns alle freiwillig gemeldet, aber die meisten wurden dann schon bezahlt. Ich bekomme aber ein Stipendium und wollte keinen bezahlten Vertrag, und das hat geklappt.

Was war genau deine Tätigkeit?

Es gibt Patienten, die mehr Hilfe brauchen, weil sie sturzgefährdet, desorientiert oder manchmal suizidgefährdet sind. Als Sitzwache bleibt man mit den Patienten im Zimmer, acht Stunden lang. Nachts ist in der Regel weniger los, weil die ganzen pflegerischen Tätigkeiten, bei denen wir auch helfen, tagsüber verteilt sind. Es gibt aber auch Zwischenfälle... Ich habe vor kurzem einen Patienten aufgefangen, in meinen Armen einfach, der aufgestanden ist. Wir waren im Zimmer unterwegs und die Klingel, mit der man Hilfe rufen kann, ist am Bett. Also man muss schon Erfahrung haben und wissen, wie viel man wirklich kann und darf. Und wenn diese Linie erreicht wird, seine Grenze kennen. Diese Verantwortung muss man auch für den späteren Beruf lernen, vielleicht manchmal auch sagen: »Okay, jetzt muss ich meine Kollegen fragen.«

Wie war die Kommunikation mit Patienten und Kollegen?

Am Uniklinikum sind viele Leute aus anderen Ländern angestellt, Ärzte und Pflegerinnen, auch aus Rumänien. Das ist ein gutes Gefühl, wenn man da nicht alleine ist und sich austauschen kann. Wenn Patienten aus Rumänien da waren, dann konnte ich übersetzen und ich bin schon persönlicher mit den Patienten in Kontakt gegangen, weil ich die Kultur besser kenne.

Wir tragen zwar Mund- und Nasenschutz und es wurde uns gesagt, so viel Abstand wie möglich zu halten. Aber wenn ein Patient hustet, dann kann man nicht sagen: »Ich kümmere mich nicht um den Patienten, weil er hustet.« Es wurde nicht explizit verlangt, mehr für die Patienten da zu sein, weil sie keine Besucher empfangen durften, aber das macht man intuitiv. Es ist schön, dass wir als Sitzwache die Zeit dafür haben und die Patienten uns so viel zutrauen, dass sie uns auch persönliche Sachen erzählen. Manchmal ist das schon schwierig.

Man vergisst nicht,

was die Patienten einem erzählen, aber man muss akzeptieren können, dass es nicht die eigenen Probleme sind. Und immer, wenn man sich überlegt, was man tun kann, um dem Patienten zu helfen, dann schaltet man ein bisschen seine persönliche Einstellung aus.

Manchmal sagt mir meine Mutter: »Bist du jetzt aber Deutsch.« [Lacht.] Ich glaube, das hat auch viel damit zu tun, wie ich schwierige Situationen empfinde. Die Deutschen sind sehr rational, Probleme werden eher mit dem Kopf gelöst und nicht so mit dem Herz unbedingt. Und ja, das habe ich jetzt auch übernommen und das finde ich auch gut, wenn man lernt, nicht so persönlich zu sein, wenn es einen eigentlich gar nicht persönlich betrifft.

Bist du in Freiburg zuhause?

Ich habe vor kurzem mit meinen Eltern telefoniert und gemeint: »Ich weiß jetzt gar nicht, wann ich nach Rumänien komme.« Meine Mutter hat sich gewundert, dass ich nicht »nach Hause« gesagt habe. Aber ich bin an beiden Orten zuhause.

Mit welcher Farbe würdest du Rumänien beschreiben?

Ich glaube grün.

Und Freiburg?

Auch grün. Bukarest ist zwar eine Großstadt mit zwei Millionen Einwohnern – Freiburg ist da ein großer Unterschied – aber vom Gefühl her, das ist zwei Mal grün.





1sam 2sam 3sam
am Strand von Bobbele-City
Foto: kwasibanane

Von Tatjana Solaris

Urlaub an der Dreisam

Während die einen nach Mallorca ans Meer reisen oder andere auf eine Insel in den Norden Deutschlands, bleiben manche so wie ich in Freiburg und genießen die Dreisam. Sie ist ein Fluss voller Überraschungen, und das ist tatsächlich so, denn ihre Natur bietet uns alles, was sie zur Verfügung hat.

Ich meinerseits entdeckte, als ich am Ufer der Dreisam entlang spazierte, das Wunderwerk dieses Flusses mit seiner anspruchsvollen Verspieltheit. Sie lädt uns in diesen

heißen Sommertagen dazu ein, in ihr frisches Wasser zu steigen und uns mit dem Schatten der am Ufer stehenden Bäume auch noch Schutz vor den Sonnenstrahlen zu bieten. Sie ist ein Fluss, der für jeden Geschmack und jedes Alter etwas parat hat. Sie hat zur Freude der Kinder kleine Inseln, auf denen sie ihrer Fantasie freien Lauf lassen können. Ich beobachtete, wie die Kleinen mit Stöckchen Brücken und mit Steinen Häuser bauten. Ich sah Familien mit ihrem Pick-

nick und junge Menschen, die sich ebenfalls vergnügten und sich im frischen Nass kühlten. Du kannst dich auf große Steine setzen, lesen oder einfach nur sein.

Auch Enten finden hier kleine Wasserbecken, in denen sie ungestört ihrer Welt folgen können. Es gibt viele Plätzchen und Ecken, in die man sich zurückziehen kann, um Ruhe zu finden und in der Stille zu hören, was der Fluss dir von seinen Erlebnissen auf seinem Weg zu erzählen hat. Es ist wie Musik.

Ja, wir haben eine sehr liebenswerte Dreisam, die du hoffentlich einmal besuchst und das nicht nur im Sommer.

Von Elisabeth Mauthe

Ich bin Binnenmigrantin, vor 23 Jahren von Nordwestdeutschland nach Freiburg gekommen. Ohne irgendjemanden zu kennen. Deshalb war ich überhaupt nicht vorbereitet auf die mir völlig fremde Umgangssprache hier.

Vom Balkon meiner Wohnung die Gespräche meiner Vermieterin auf dem Trottoir hörend, war ich dann doch sehr erstaunt. Zum Abschluss eines jeden Gespräches mit den Frauen verabschiedete sie sich: »Tschüssle Adele«. Ich habe mich natürlich sehr gewundert wie viele Frauen hier Adele heißen.

Das nächste Rätsel wartete aber schon auf mich. Meine Kollegin

»Tschüssle Adele«

erzählte mir, dass sie gestern am Baggersee in der Sonne gelegen habe: »Aufm Teppich natürlich«.

Wieder habe ich mich nicht getraut nachzufragen, sondern gegrübelt, warum man den Teppich mit zum Baggersee nimmt. Ich

habe aber auch gespürt, wie distanziert sich die Kolleginnen mir gegenüber verhalten haben. Dann habe ich auf meine Frage, warum das so sei, die Antwort bekommen: »Du bisch ja scho nett, aber wie du sprichsch! Des klingt so arrogant!« Ich war sehr betroffen, denn es war mir nicht bewusst, das Hochdeutsch in den Ohren der Einheimischen so wahrgenommen wird. Dann hat mir die nette Kollegin ein

Badisches Wörterbuch geschenkt und ich habe fleißig gelernt. Ich spreche zwar immer noch Hochdeutsch, aber ich verstehe jetzt den Dialekt, der ja in jeder Gegend im Schwarzwald ein wenig anders ist.

Und es wäre schön, wenn er erhalten und gepflegt würde.



Wie wurde vor 100 Jahren gefeiert?

Von Murat Küçük

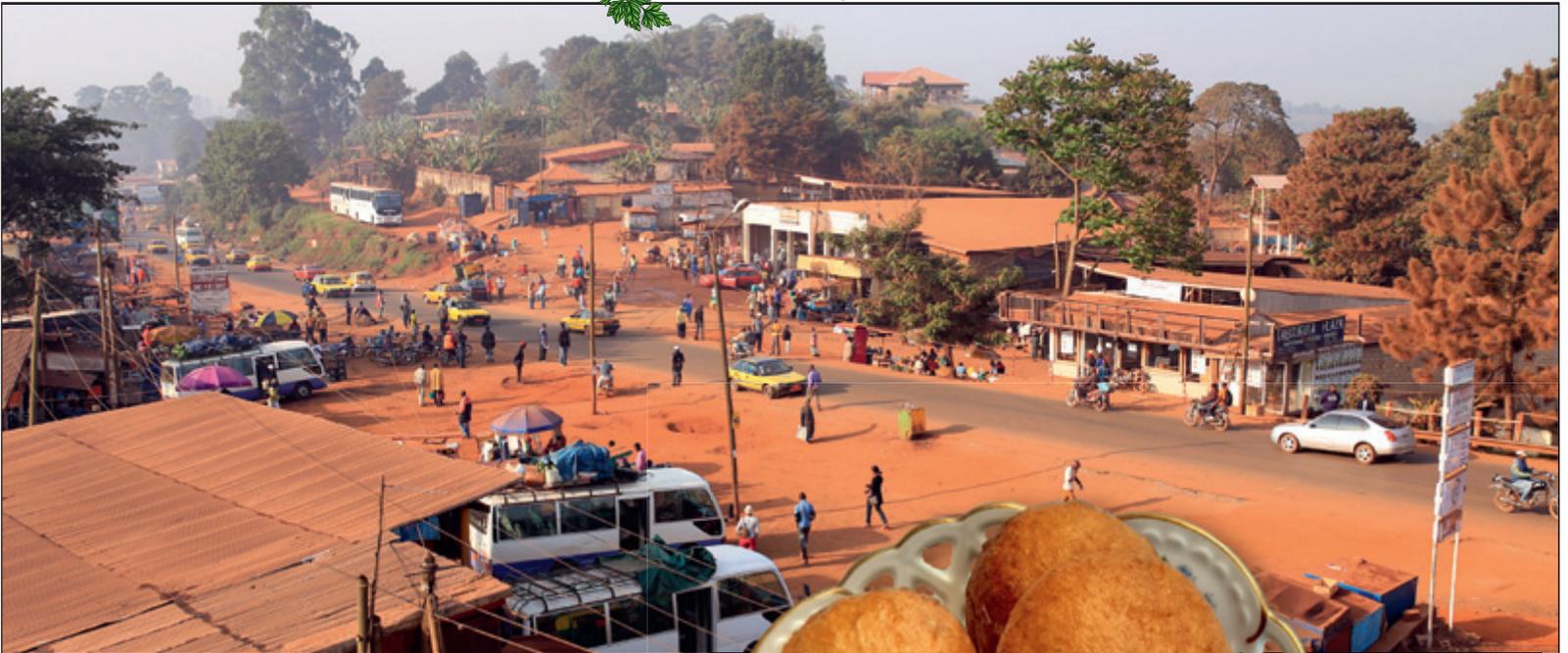
Als ich im Bioladen, wo ich arbeite, von unserer Jubiläumsausgabe *900 Jahre Vielfalt* erzählt habe, fragte mich eine unsere Kundinnen, Frau Hanna Fexer: »Interessieren Sie sich so sehr für die Stadtgeschichte?«

»Natürlich...«, habe ich geprahlt. »Ich habe einen historischen Roman geschrieben, jedoch über eine andere Stadt: Ismir. Außerdem ist meine Frau eine Freiburger »Bobbelin« und meine Schwiegermutter eine Amateur-Stadthistorikerin. Und wir spielen mit unseren beiden Kindern ab und zu das Freiburg-Quiz.«

»Dann schenke ich Ihnen was«, sagte sie lächelnd und kam eine halbe Stunde später mit einem unglaublich interessanten Buch zurück: »800 Jahre Freiburg«. Das Buch stammt aus dem Besitz der Eltern ihres Ehemannes Rolf Fexer, einem ebenfalls echten Freiburger Bobbele.

Ich begann es mit großem Interesse zu lesen. Wie wurde vor 100 Jahren gefeiert? Das im Auftrag des Stadtrats von Prof. Dr. Peter P. Albert geschriebene Buch, erschienen beim Herder Verlag, enthält viele interessante Themen. Die Gründung der Stadt, die Geschichte des Münsters, Kirchen und Klöster in und um die Stadt, Wirtschaftsleben, Schulen, Kriegzeiten, Kunst und Schrifttum. Alles mit vielen graphischen Zeichnungen und historischen Aufnahmen. Das Buch gibt es nicht mehr. Nur mit Googeln kann man bei Amazon noch ein paar Exemplare finden. Wie schön es wäre, wenn das Buch noch einmal nachgedruckt würde! *800 Jahre Freiburg* ist der Vorläufer des *900-Jahre-Jubiläums*, und allein deshalb wäre es hochinteressant, es nun wieder in den Regalen der Freiburger Buchläden zu sehen.





Puff-Puff & Beans

Eine kulinarische Frauensache aus Kamerun

Von Naemi Ntanguen

Ich habe nicht gelernt, wie man kamerunisch kocht. Aber etwa einmal im Jahr kommt unsere kamerunische Tante aus München angereist. Sobald sie zur Tür rein ist, fangen meine Schwestern und ich auch schon an zu betteln: »Tante, machst du wieder Puff-Puff?« und dann klimpern wir ganz lieb mit den Augen. Ein kurzes Stöhnen, aber dann schickt sie uns einkaufen und einer besorgt einen Eimer. Wenn es nämlich Puff-Puff¹ gibt, sind alle ganz aufgeregt und eine durchschnittliche Rührschüssel reicht im Leben nicht, um die Gemüter wieder zu beruhigen.²

Der kleine Bruder meiner Tante, mein Vater, hat uns nie beigebracht, wie man kocht, vermutlich weil er es selbst nicht kann – ist wohl Frauensache. Wenn wir ihn dann mal fragen, ob er uns nicht etwas zubereitet, dann winkt er immer nur ab und meint: »Was ich koche, das möchtet ihr am Ende ja doch nicht essen.« Damit hat es sich dann für ihn erledigt. Dabei gäbe es so viel zu entdecken!

Es gibt so viele unterschiedliche Klimazonen in Kamerun: Steppe, Savanne, Regenwald bis hin zu Küstengebieten sorgen dafür, dass die Vegetation sehr vielfältig ist und damit auch das Essensangebot. Alle zehn Provinzen haben ihre eigenen Spezialitäten, die man teilweise

auch nur lokal erhält. Obwohl, Puff-Puff and Beans gibt es überall. Wenn auch unter dem Deckmantel verschiedener Namen. Es handelt sich um einen süßlichen Hefeteig, der in Öl ausgebacken wird, um ihn dann mit gekochten Bohnen zu servieren. Sie werden viel von den Kindern auf dem Weg zur Schule gegessen, für wenig Geld kaufen sie sich ein paar, bei einer Mama vom Straßenrand. Die Mamas stehen um vier Uhr auf um die Leckerei vorzubereiten. »Ihr fragt immer nach einem Rezept, wir brauchen kein Rezept – Nie! Das ist typisch kamerunisch. Deshalb ist es so schwierig das zu erklären. Ich kenne die exakten Angaben nicht, man muss einfach immer wieder probieren«, sagt meine Tante. Wobei die Zubereitung des zähen Teigs gar nicht mal das Schlimmste ist. Es ist das *Plumpsen lassen* ins heiße Fett: Man nimmt sich den klebrigen Teig auf die Handfläche und schlägt mit den Fingerspitzen sanft dagegen, so dass er sich rund in der Handmitte türmt. Dann mit den Fingern den Teig in der Faust einschließen und ihn aus dem Loch zwischen Zeigefinger und Daumen rausdrücken. Damit eine Kugel im heißen Fett landet, mit dem Daumen das Loch wieder zudrücken, um den klebrigen Teig zu zerteilen. Gar nicht so einfach, bis man diese Technik drauf hat, aber jetzt raten Sie mal, wer sich neulich herangewagt hat.



Kamerun intensiv rotbraun

▲ Straßenszene
Foto: akturer - stock.adobe.com

◀ Puff-Puff
▼ and Beans
Herangewagt: Naemi Ntanguen,
Foto: Eliane Ntanguen

¹ zu deutsch: Poff-Poff

² außerdem geht der Hefeteig sehr stark auf

Zutaten für etwa 15 Personen

Für die Puff-Puff:

- 2kg Weizenmehl
- 4 Würfel frische Hefe
- 1 Glas Zucker
- 3 Prisen Salz
- Muskatnuss
- Zimt
- Wasser
- Öl zum Frittieren

Für die Beans:

- 4 Dosen Kidneybohnen
- 3 Zwiebeln
- Ingwer
- Salz
- Pfeffer
- nach bedarf Chili
- Öl

Zubereitung: • Die Hefe in einer Tasse mit lauwarmem Wasser anrühren und in einer separaten Tasse Zucker, Salz mit ein paar Schluck Wasser. • In den Eimer kommt das Mehl mit etwas Muskatnuss und Zimt (je nach Geschmack). • Nach und nach das Zu-

cker-Salz-Gemisch hinzugeben und mit den Händen verkneten. Danach kommt das Hefewasser dazu. • Der Teig soll zu einer glatten, zähflüssigen Masse werden, damit man ihn später schwerreißend aus der Faust tropfen lassen kann. Zu dicke oder dünne Konsistenz mit Mehl und Wasser ausgleichen. • Eine Stunde ruhen lassen. • Dann mit Hilfe der beschriebenen Technik für circa 2 Minuten frittieren, bis die Bällchen gold-braun werden. • Für die Bohnen Zwiebeln und Ingwer mit viel Öl in einem Topf anbraten. • Nebenbei die Bohnen waschen und hinzugeben. • Circa 20 Minuten köcheln lassen. • In der Regel kommt noch ein Schuss rotes Palmöl hinzu. • Abschmecken und fertig!